

## Am Anfang war das Wolfsgeheul

Tanztheater «Männer» im Jungen Theater Basel

Von Simone Keller

Im ehemaligen Rossstall der Kaserne herrscht Premierenstimmung: Die Zuschauer kennen sich, die Nervosität ist gross und die Blumen stehen bereit. Als das Licht ausgeht, steigt die (An-)Spannung. Am Anfang war das Wort. Nicht so beim Tanztheater «Männer». Am Anfang war das Wolfsgeheul. Sieben junge, durchtrainierte Männer stehen hinter einem weissen Vorhang im Kreis und geben animalische Laute von sich. In der Folge brechen sie aus ihrer Starre aus, springen schnell und tänzerisch über die Bühne, raufen sich und lassen ihre Muskeln spielen.

Das Geschehen auf der Bühne ist geprägt von einem rhythmischen Wechsel zwischen schnellen, kraftvollen und ruhigen Passagen. Die sieben Männer lassen ihren Trieben freien Lauf, spielen mit imaginären Waffen, trinken übermässig Alkohol und übertreffen sich gegenseitig mit prahlerischen Anekdoten. Jeder will der bessere, der stärkere, der richtigere Mann sein. Aber was ist ein richtiger Mann? Und wie wird ein Mann ein Mann? Gibt es überhaupt noch Männer? Mit diesen Fragen beschäftigt sich die Truppe um den belgischen Choreografen Yves Thuwis im Stück «Männer».

### Stereotype bröckeln

Mit der Zeit beginnen die stereotypen Vorstellungen zu bröckeln. Die Sprechakte stehen plötzlich im Widerspruch zu den tänzerischen Darbietungen. Ein Mann muss stark sein, Durchsetzungsvermögen besitzen und darf nicht warmherzig sein. Das ist weiblich. Und trotzdem helfen sich die Performer gegenseitig, wenn einer zusammenbricht. Sind die deswegen weiblich?

Allmählich wird klar: Männlichkeit ist nicht angeboren, sondern anerzogen. Eigentlich kann jeder sein, was er will. In der einen Szene ereifern sich die jungen Männer in einem Wettstreit über ihre Penisgrösse, in der nächsten tänzeln sie mit Absatzschuhen über die Bühne. Am Ende gilt: Es gibt keine klare Definition vom Mann-Sein.

Die Uneindeutigkeit des Inhalts spiegelt sich in der Form – Tanztheater ist eine Mischung aus Tanz und Theater. «Männer» ist voll ungebremster Energie: In der einstündigen Performance gibt es für die Darsteller fast keine Verschnaufpause, doch sie halten durch. Von der ersten Minute an packen sie das Publikum mit ihrer hohen Präsenz. Nur manchmal bleibt «Männer» etwas zu sehr an der stereotypen Oberfläche haften. Zum Beispiel als jeder sein kann, was er will. Und wir dann trotzdem wieder sieben Superhelden auf der Bühne sehen.

«Männer», Rossstall Kaserne Basel, Vorstellungen jeweils am Mittwoch, Donnerstag und Freitag um 20 Uhr.  
www.jungestheaterbasel.ch



Film noir aus China. Szene aus dem Gewinnerfilm «Black Coal, Thin Ice» mit Fan Liao (rechts) und Lun Mei Gwei. Foto Berlinale

## Chinesischer Triumph

«Black Coal, Thin Ice» von Diao Yinan gewinnt den Goldenen Bären

Von Andreas Scheiner, Berlin

Dieter Kosslick, der Direktor der Berlinale, isst kein Fleisch. Daran erinnerte er zu Beginn der Preisverleihung auch den Regierenden Bürgermeister Wowereit: «Heute Abend», sagte er, «musst du vegan essen.» Der Hauptpreis der Berlinale ging dann allerdings an einen Film, der, sagen wir, karnivoren Sorte. Da schwimmt schon mal ein menschliches Auge in einem Teller Nudeln. In «Black Coal, Thin Ice» von Diao Yinan geht ein Killer um, der mit Schlittschuhen auf seine Opfer einhackt; die Leichenteile verteilt er über Kohletransporter im ganzen Land.

### Grobian und Säufer

Gejagt wird der Mörder von einem Ex-Polizisten, einem Grobian und Säufer, der eine Rechnung zu begleichen hat. Denn schon als aktiver Ermittler war er jenem Verbrecher auf der Spur, doch als eine Festnahme im Blutvergiessen endete, gab der Mann seine Dienstmarke ab. Der Schauspieler Liao Fan verkörpert den verbitterten Ex-Cop gekonnt lakonisch; die Jury, der auch der Schauspieler Christoph Waltz angehörte, bedachte ihn mit dem Preis des Besten Hauptdarstellers.

«Black Coal, Thin Ice» ist ein sorgsam gestalteter, raffinierter Film noir, der von Kritikern zu Unrecht als chinesische Billigkopie der amerikanischen Kriminalfilme der 1940er- und 1950er-Jahre abgetan wurde. Er gehörte nicht zu den Favoriten, doch die Wahl überrascht nur auf den ersten Blick. Jurypräsident James Schamus, ein amerikanischer Produzent und Drehbuchautor, hat viel übrig für den chinesischen Film, arbeitet regelmässig mit dem Regisseur Ang Lee, schrieb an dessen Drehbuch von «Crouching Tiger, Hidden Dragon» mit und produzierte Lees «Brokeback Mountain». Den chinesischen Triumph perfekt machte die Auszeichnung der Kameraarbeit in Lou Yes «Blind Massage».

Die 64. Berlinale brachte einen soliden Wettbewerb, ein Menü mit Abwechslung: Der Migrationsfilm («Macondo») war ebenso vertreten wie das Afghanistan-Drama («Zwischen Welten»), es gab explizite Schwulenliebe («Praia do Futuro») und augenzwinkerndes Genrekino («No Man's Land»). Nur ein alles überstrahlendes Glanzlicht, ein Zückerchen, fehlte. Richard Linklaters «Boyhood» betörte zwar die Kritiker, und es ist in der Tat toll, wie der amerikanische Regisseur seine Adoles-

zenz-Studie anpackte: Über zwölf Jahre drehte er verteilt auf 39 Drehtage mit denselben Schauspielern. Doch an den Witz seiner «Before»-Trilogie («Sunrise», «Sunset», «Midnight») reicht «Boyhood» nicht heran. Linklater musste sich mit dem Regiepreis «begnügen».

### Teddy für «Der Kreis»

Die Bärenvergabe machte schon Sinn: Wes Andersons irrwitzige Ausstattungsschlacht «The Grand Budapest Hotel» holte sich den Grossen Preis der Jury; die beste Schauspielerin Haru Kuroki verdiente sich die Ehrung für ihr leises Spiel in der japanischen Liebesgeschichte «The Little House»; und Deutschland, das heisst die Geschwister Anna und Dietrich Brüggemann, durfte für «Kreuzweg» sehr zu Recht den Drehbuchpreis entgegennehmen. Auch an Alain Resnais («Aimer, boire et chanter») dachte die Jury: Der 92-Jährige wurde ausgezeichnet für «einen Spielfilm, der neue Perspektiven eröffnet». Und last but not least gewann der Schweizer Stefan Haupt für seinen Film «Der Kreis» (BaZ vom Samstag) an der Berlinale den Publikumspreis der Panorama-Sparte sowie den Teddy-Award in der Kategorie «Bester Dokumentar-Essayfilm».

## Flautino napolitano

Maurice Steger und das Ensemble Musica Fiorita

Von Sigfried Schibli

Sie hiessen Caldara, Porpora, Bononcini oder Leonardo Leo, und auch wenn sie wohl ewig im Schatten der Grossmeister der Barockmusik stehen werden, finden diese italienischen Komponisten aus dem 18. Jahrhundert heute wieder einige Beachtung. Dies nicht zuletzt wegen der Renaissance der Musik der Kastraten, die heute einen festen Bestandteil im Repertoire vieler Sängern und Sänger bildet. Maurice Steger ist zwar kein Sänger, sondern Blockflötist, doch hat er einige Eigenarten der spätbarocken Vokalvirtuosität auf sein Instrument übertragen. Überdies ist er eine Bühnenerscheinung, die live noch stärker wirkt als auf Tonträgern. Steger schreitet nicht auf die Bühne, er rennt förmlich dorthin, und wenn er spielt, steht er nicht wie angewurzelt da, sondern beugt die Knie, reckt und streckt seinen Oberkörper, springt bei jedem Staccato-Ton in die Luft.

In der Sonntagsmatinee der Allgemeinen Musikgesellschaft verblüffte Steger sein grosses Publikum nicht nur mit seinen Qualitäten als Entertainer, sondern vor allem mit seiner spielerischen Meisterschaft. Er kann mit seinem Instrument flüstern und schreien, entlockt ihm perlende Läufe und trocken hingetupfte Staccati. Irgendwann fragt man sich, wie viele Lungen dieser Mann haben muss, dass er immer noch Luft für seine Töne findet.

Mehr als nur Stegers Begleitkörper war das von Daniela Dolci geleitete Ensemble Musica Fiorita, das mit Theorbe, Psalterio und Cembalo neben den Streichinstrumenten farblich reich besetzt war. Es eröffnete sein neapolitanisches Programm mit einer Kammersonate von Nicola Antonio Porpora und machte mit dieser bald verinnerlichten, bald tänzerischen Musik die Ohren frei für die nicht immer tiefgründige, aber auch nie geschwätzige Musik der süditalienischen Meister. Ein Stück zumindest dürfte den meisten Hörern bekannt vorgekommen sein: die Sonata in B-Dur, die man lange Zeit Pergolesi zugeschrieben hat und die Igor Strawinsky zur Grundlage seines «Pulcinella»-Balletts gemacht hat. Es machte Spass, diese Musik einmal im Original zu hören.

## News

### Defizit am Burgtheater

Wien. Burgtheater-Direktor Matthias Hartmann steht wegen eines Defizits von 8,3 Millionen Euro und nach einem Misstrauensvotum des Ensembles unter Druck. Einzelne Politiker fordern gar den Rücktritt des Intendanten, der die Vizedirektorin Silvia Stantejsky für das Defizit verantwortlich macht. SDA

## Hören & Sehen

### Der Sinfoniker Henze

**Zwölftönig.** Der im Oktober 2012 verstorbene Hans Werner Henze hat Beethoven übertroffen und zehn Sinfonien vollendet. Die zweite aus dem Jahr 1949 nannte er «gewichtig» und «düster», auch wenn sie einem vergleichsweise eher hell und transparent erscheinen kann. Henze erprobte darin die Zwölftontechnik, die er ähnlich wie Alban Berg mit der Tonalität verband. Auch ein Choralzitat findet sich im Finalsatz. Henzes Meisterschaft in der prägnanten Themenformulierung und in der Instrumentierung steht ausser jedem Zweifel, und die Einspielung durch das Berliner Rundfunk-Sinfonieorchester unter Marek Janowski ist klanglich attraktiv. Über ein halbes Jahrhundert später schrieb Henze im Auftrag von Paul Sacher seine zehnte Sinfonie, die seine letzte sein sollte. Vier Sätze und fast 40 Minuten Dauer – er verabschiedete sich mit einem im emphatischen Sinn grossen Werk von der sinfonischen Bühne. Die Musik klingt erstaunlich motorisch, als nähme sie bewusst Bezug auf Sachers Liebe zum Neoklassizismus. bli  
Henze: Sinfonien 2, 10. Janowski. Wergo.

### Der Sound der Sahara

**Bluesig.** Tinarwen haben den Tuareg-Blues aus der Sahara in der westlichen Welt bekannt gemacht, und der Westen hat ihnen nun (vorübergehende) Gastfreundschaft entgegengebracht. Weil ihre Heimat Mali von Unruhen durch einen lokalen Ableger der Al Qaida und eine französische Militäraktion erschüttert ist, haben sie ihr aktuelles Album in den USA aufgenommen – in der Mojave-Wüste. Was davon auf «Emmaar», ihr fünftes Album, Einfluss genommen hat, ist schwer abzuschätzen. Das bedächtige Perkussionspiel von Said Ag Ayad gibt auch hier den ruhigen Rhythmus vor, die Gitarren rollen filigraner und dezenter als auf dem Vorgänger «Tassili», der Gesang von Gründer Ibrahim Ag Alhabib ist zugunsten sonorer Mehrstimmigkeit zurückgestuft. Noch konzentrierter als früher erzeugt ihr schleppender Blues eine fiebrig flirrende Stimmung, und wo das Tempo angezogen wird, sind amerikanische Freunde zugange: Matt Sweeney, Josh Klinghoffer von den Red Hot Chili Peppers und der Nashville-Geiger Fats Kaplin. asc  
Tinarwen: «Emmaar». Musikvertrieb.

### Vorzüge des Faulenzens

**Solowerk.** Wir sind Helden pausieren seit 2011, nicht zuletzt auf Initiative von Judith Holofernes. Die Sängerin und zweifache Mutter war zuvor nahe am Burn-out und wünschte sich von ihrem Liebsten nur noch eins: «Bring mich nach Hause» – so auch der Titel des letzten Band-Albums. Die Berlinerin nutzte die Auszeit für Müsiggang, dann dachte sie darüber nach, einen Roman zu schreiben. Stattdessen veröffentlicht sie jetzt mit «Ein leichtes Schwert» ein Solowerk. Dieses birgt keine Überraschungen und könnte locker als neue Platte von Wir sind Helden durchgehen. Aber: Die 37-Jährige wirkt so keck wie schon lange nicht mehr. In «Nichtsnutz» feiert sie die Vorzüge des Faulenzens, in «M.I.L.F.» rattert sie ihre Lieblingsmusiker runter, von Cyndi Lauper bis zu den Ramones. Sie berichtet aus dem Alltag und klingt doch nie alltäglich. Ihre Lieder bieten Pop voller quietschender Keyboards und munterer Gitarren. Das ist nicht unbedingt anspruchsvoll, aber sehr bekömmlich. mig.  
«Ein leichtes Schwert». Four Music/Sony.



### Goldene Zwanzigerjahre

**Wortdeutlich.** Marlene Dietrich ist längst tot, Hildegard Knef ebenso, von Ute Lemper hört man nicht mehr allzu viel. Aber jetzt haben wir Dagmar Menzel, und das ist ein Glück. Die vor 55 Jahren im damaligen Ost-Berlin geborene Schauspielerin singt unter dem Titel «Menschenskind» Chansons von Friedrich Hollaender. Ihre Stimme ist nicht opernhafte ausgebildet, sondern hält sich nahe an der gesprochenen Sprache, bleibt jederzeit deutlich und verständlich. Aber monoton ist ihr Vortrag keineswegs. Dagmar Menzel moduliert die Klangfarben, hebt und senkt die Stimme, mehr oder weniger eng an das von Hollaender komponierte angelehnt. «Das Mädchen mit dem Schwefelhölzern» aus den «Liedern eines armen Mädchens» klingt wie eine erzählte Geschichte und macht das kleine «erhaschte Glück» erfahrbar. Wunderbar klar und zurückhaltend ist hier auch die Klavierbegleitung von Michael Abramovich, der in einigen amerikanischen Songs von Hollaender auch das Orchester der Komischen Oper Berlin leitet. bli  
Dagmar Manzel: «Menschenskind». DG.